Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 26 (1922-1923)
Heft: 10

Artikel: Danke
Autor: Federn, Karl
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-668965

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

daneben steht das so unscheinbare und doch so berühmte, schindelbedeckte Hüttchen, das unter dem Namen der Ferme „Robert" Tausende und Abertausende an schönen Sommertagen anlockt, wo unter schattenspendendem Laubdach der mächtigen Buchen, die das Hüttchen umstehen, oder drinnen im Häuschen selbst, mit seinen schmucken Holzkaminen, seiner rauchgeschwärzten, dunkeln Küche, seinem Eß-Stübchen en miniature bei allerlei ländlichen Leckerbissen, sich gar wohl leben läßt. Staatseigentum ist die Ferme, und der hier als Pächter waltet, hat Menschen und Tiere zu versorgen. Auch dies wieder ist ein Fleckchen, wo man der Welt und ihres Leides vergessen mag, wo stiller, tiefer Friede die Natur erfüllt, die, so nahe beisammen, das großartig Schauerliche mit dem lieblich Freundlichen paart.

Vor em Gwitter.

Lueg, lueg, wie's wätterleinet,
Wie d'Wulche weidli gönd,
Lueg, wie im Garte d'Blüemli
Scho d'Chöpfli hange lönd.

Wie d'Schwälbli umeschüßet
Und's Näschtli sueche füend
Und d'Biendli volle Honig
Eso pressiere müend.

Ghörsch, wie's dert hine ruschet,
Bald isch de Räge do;
Mer wänd em Herrgott danke:
Es isch so hübschli cho.

Anna Kling-Megert, Uster.

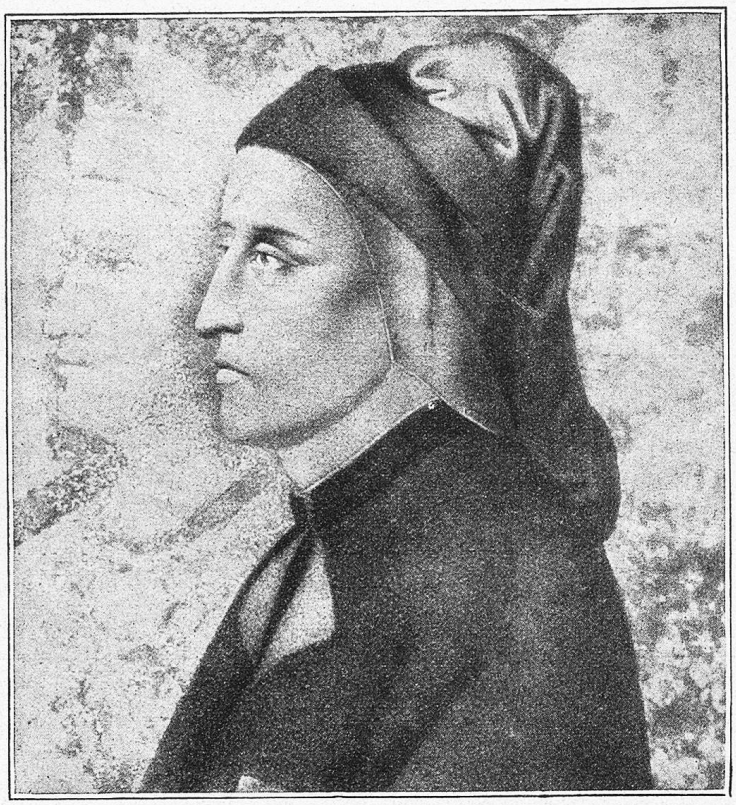
Dante.

Von Karl Federn.

Die Flut der Zeit ebbt um bereits über sechs Jahrhunderte zurück, und dem gestaltenden Blick erscheint eine graue mittelalterliche Stadt, Florenz, eng und vieltürmig über Mauern mit hohen befestigten Toren ragend; aber unter derselben Sonne, dem selben blauen Himmel wie heute, von der selben blühenden Landschaft, mit ihren von niederen Steinmauern abgegrenzten Getreidefeldern, mit Öl- und Maulbeerbäumen, Zypressenhainen und steinernen Gehöften umgeben, von dem selben im Abendlicht silbern schimmernden Strom durchflossen, in den wie heute die alten Häuser von San Jacopo niedertauchen, über den wie heute die schön geschwungenen Brücken führen. Die Straßen sind eng und meist schlecht oder gar nicht gepflastert; zwischen den kleineren Häusern ragen die burgartigen Paläste der großen Geschlechter mit ihren bis zu dreihundert Fuß hohen Türmen, viele davon in Schutt, ein Wahrzeichen dauernder Bürgerkämpfe. Würde man bei Nacht durch diese engen Straßen gehen, wenn das schwache Licht der Kerzen und Öllampen aus den spärlichen kleinen Fenstern fällt, es müßte wie ein seltsamer Traum scheinen.

Durch diese Straßen gingen damals ernste und doch lebhafte und geschäftige Männer mit scharfgeschnittenen Gesichtern und dunkeln Augen, in bunten, enganliegenden Wämsern mit Kappen oder Kapuzen, Ratsherren und Richter in Scharlach und Schwarz, hier und da ein Ritter in Waffenrock und Kettenpanzer, Kaufherren in pelzverbrämter Kleidung, und unbeschreibliches Volk ohne Zahl. Selten fuhr ein Wagen hindurch; eher sah man einen Reiter und an den Markttagen zahlreiche Ochsen- und Maultierkarren. Im Jahre 1282 ritt der schöne und lässige Volkshauptmann, Herr Paolo Malatesta aus Rimini, mit seinem Gefolge von Rittern und Notaren hindurch.

Dort sah ihn zweifellos ein siebzehnjähriger Jüngling, Dante aus der vornehmen, aber wenig begüterten Familie der Alighieri. Zwischen den alten Häusern an dem kleinen ge-



Bildnis Dantes, von Giotto.

pflasterten Platz von San Martino mit seinem steinernen Brunnen wuchs er, ein früh verwaistes Kind, auf. Dort ging er in die nahe Schule der Franziskaner, dort hörte er die Kirchenglocken läuten und betete an den Altären, hörte die tief in sein Gemüt sinkende, dröhnende Mahnung an das jüngste Gericht, an Hölle und Paradies, die so nahe schienen. Dort trug er seinen Liebestraum durch die lichtdurchfluteten Straßen, dort traf er seine ritterlichen jungen Dichterfreunde, denen er Sonette und Kanzonen zuschickte. Und dort vernahm er den Donnerruf, daß Beatrice gestorben war, der die Stadt mit einem Schlage lichtlos und verödet machte.

Aus traurig-glücklichem, jungem ritterlichen Leben jäh gerissen, in tiefstes Leid versenkt, sitzt Dante des Nachts in irgendeinem winkligen Hause der mittelalterlichen Stadt über Pergamenten und Büchern, hört bei Tage die Vorlesungen im Kloster der Dominikaner von Santa Maria Novella, und sinnt und sinnt.

Aber die Sonne leuchtet weiter über Kirchen und Plätze; vieljähriger Schmerz erlischt; Dante feiert andere Frauen, führt mit wüsten Genossen ein wüstes Leben, um zu Augenblicken bitterster Reue zu erwachen; er wird Laienbruder, mit dem Strick des heiligen Franz sucht er den Geist der irdischen Luft zu bezähmen.

Dann freit er Gemma aus dem vornehmen Geschlecht der Donati; es mag eine seltsame Hochzeit gewesen sein, im Geist des Bräutigams zum mindesten. — Er hat vier kleine Kinder, gerät in schwere Geldnöte; sein Bruder und sein Schwiegervater müssen für ihn bürgen. Er ist Ratsherr, Gesandter der Republik, zuletzt Mitglied der Regierung, ist einer der Parteiführer der weißen Guelfen. Führer der Schwarzen ist Herr Corso Donati, ein Vetter seiner Frau, ein schöner, gewalttätiger und furchtbarer Mann. Im benachbarten Pistoja werden wilde Parteikämpfe ausgefochten, bei denen die Menschen rasend werden und das Blut in Strömen fließt; wilde Parteikämpfe brechen neuerlich in Florenz aus; Papst Bonifaz VIII., der „gewaltige Sünder", mischt sich ein und schickt einen abenteuernden französischen Prinzen, Karl von Valois, mit seinen beutegierigen Rittern nach Toskana. Vergeblich kämpft Dante für die Unabhängigkeit seiner Vaterstadt gegen den Papst; die Führer der Weißen lassen ihn schwächlich im Stich; Corso Donati, der verbannt worden, reitet mit den Franzosen plündernd und mordend in Florenz ein. Dante muß fliehen und wird von den Siegern zu ewiger Verbannung und, falls er ergriffen würde, zum Feuertod verurteilt.

Es ist für immer vorbei mit dem Anblick der schönen Stadt mit ihren steilen Türmen und grauen Häusern, ihren Kirchen und sonnendurchfluteten Plätzen, den zinnengekrönten Volkspalästen, dem ganzen steinernen Gebilde, an dem alle Träume und Erinnerungen von Kindheit, Jugend und Liebe haften. Versöhnungsversuche und Versuche der Verbannten, mit den Waffen zurückzukehren, schlagen fehl. Einmal, Jahre später, erwacht eine große Hoffnung: Kaiser Heinrich VII., der Luxemburger, zieht nach Italien und vor Florenz. Dante, der nur noch vom Kaiser das ewige Friedensreich erwartet, das er träumt, begrüßt ihn in hymnengleichen Flugschriften, läßt sich ihm vorstellen, küßt ihm die Füße... Aber die Einnahme von Florenz gelingt nicht, und der Kaiser stirbt.

Durch zwanzig Jahre irrt Dante, ein einsamer Mann, „von allem getrennt, was ihm teuer ist", von Stadt zu Stadt, von Kastell zu Kastell, für fremde Herren um Lohn als Schreiber, als Ratgeber, als Bote arbeitend, häufig in bitterster Armut, da aufgenommen, dort abgewiesen, hier geehrt, öfter geschmäht. In sich trägt er außer seiner Sehnsucht und seinem Groll ungeheure Bilder, die langsam sprachliche Form und Gestalt gewinnen. In einer zarten Dichtung hat er noch in Florenz seine tote Liebe besungen. Ein Schutzgeist, weiß er, wacht im Jenseits über ihm. Im Jenseits winkt dem Gläubigen die Lösung all der bangen und bittern Fragen, die Sühne all des Blutes, des Jammers und Unrechts, der Verzweiflung dieser Welt: Die Tore zur jenseitigen Welt öffnen sich seinem Geist; er sieht die schauerlichen Tiefen, die seligen Höhen und ihre Bewohner, und die Vision des heiligen Gedichts entsteht.

In Ravenna lebt ein gebeugter, früh gealterter Mann; zwei Söhne sind bei ihm und eine Tochter, die Beatrice heißt, und die damals oder später ins Kloster ging. Freunde, die ihn ehren, sind um ihn; Gelehrte kennen ihn und wechseln Briefe und Gedichte mit ihm. Guido, der Fürst der Stadt, schickt ihn als Gesandten nach Venedig; auf der Rückkehr er-

Dante und seine Dichtung. Gemälde von Michelino.

liegt der erschöpfte Mann, sechsundfünfzigjährig, im September 1321 einem Fieber. Die ersten Bürger der Stadt tragen ihn mit Kerzen und Gesang zum Friedhof der Franziskaner, denen er nahestand, der Fürst selbst bekränzt das Haupt des Toten mit Lorbeer und hält ihm die Grabrede. Aber auch er war sicherlich weit davon entfernt zu ahnen, wem er die Grabrede hielt.

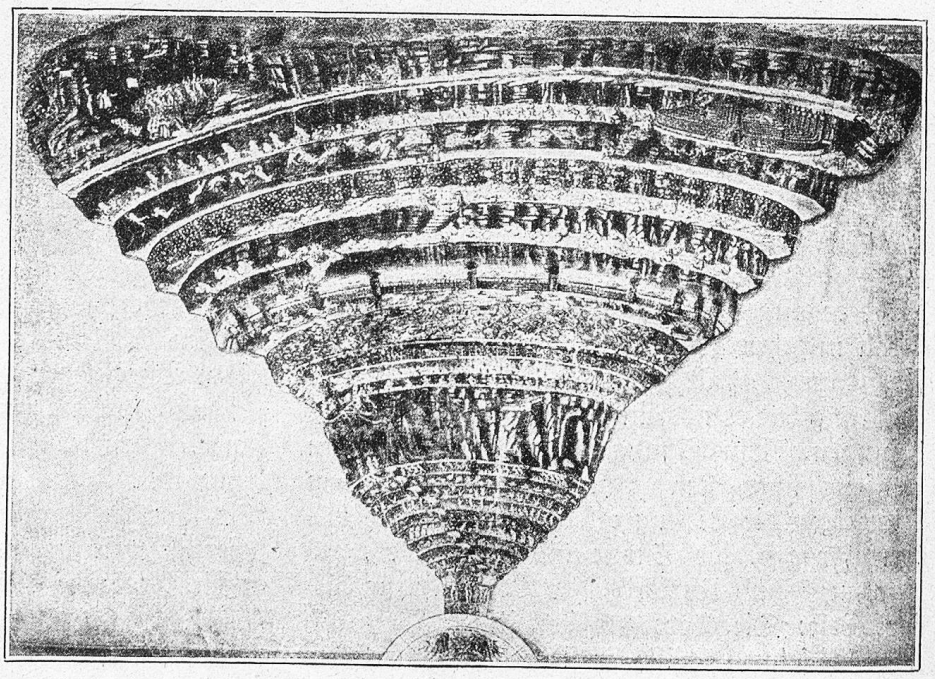
Wohl kannten damals manche und bewunderten einzelne Gesänge des wunderbaren Gedichts vom Jenseits und von der Erlösung. Die letzten dreizehn Gesänge fehlten noch, bis der Verstorbene seinen Sohn Jacopo im Traum

Dante und Virgil auf dem Eissee, der die Seelen der Verräter einschließt. (Hölle 32. Gesang). Nach dem Holzschnitt von G. Doré.

erschien und ihm die Stelle zeigte, wo die Handschrift verborgen lag. Boccaccio hat dies vom Notar Giardini, dem Freund des Toten, der es miterlebt hat, erfahren. Nun erst lag das ganze Werk vor und begann auf die Menschheit durch die Jahrhunderte zu wirken.

Zweihundert Jahre sind dahingegangen; Dantes Ruhm füllt Italien. Zu Rom auf dem heiligen Stuhl sitzt ein Papst aus dem Hause der Medici in Florenz, die einst Dantes Gegner waren, und im September 1519, da die zweihundertjährige Feier seines Todestages naht, bittet die Akademie von Florenz um die Erlaubnis, die Gebeine des Dichters aus Ravenna, das zum Kirchenstaat gehört, nach seiner Vaterstadt zu bringen. In der Zahl der Unterschriften auf dem Gesuch kann man heute noch lesen: „Ich, Michel Angelo, der Bildhauer, flehe gleichfalls Euere Heiligkeit an und erbiete mich, dem göttlichen Dichter an ehrenvoller Stelle in dieser Stadt ein geziemendes Grabmal zu errichten." Aber in Ravenna erhob sich das Volk, und als die Behörden die Gebeine heimlich des Nachts entfernen wollten, da fanden sie das Grab leer; nur drei Fingerknöchlein lagen im Sarg. Die Franziskaner hatten ihren Toten geborgen.

1864, ein Jahr vor der sechshundertjährigen Feier seines Geburtstages, stellt die Stadt Florenz abermals die oft wiederholte Bitte, die die Stadt Ravenna abermals verweigert. Damals schlief — die Sache ist von zu vielen und ernsten Leuten verbürgt, als daß man sie bezweifeln könnte — in einer verlassenen Kapelle des Franziskanerklosters ein alter Sakristan, namens Gorillo, der immer wieder träumte und

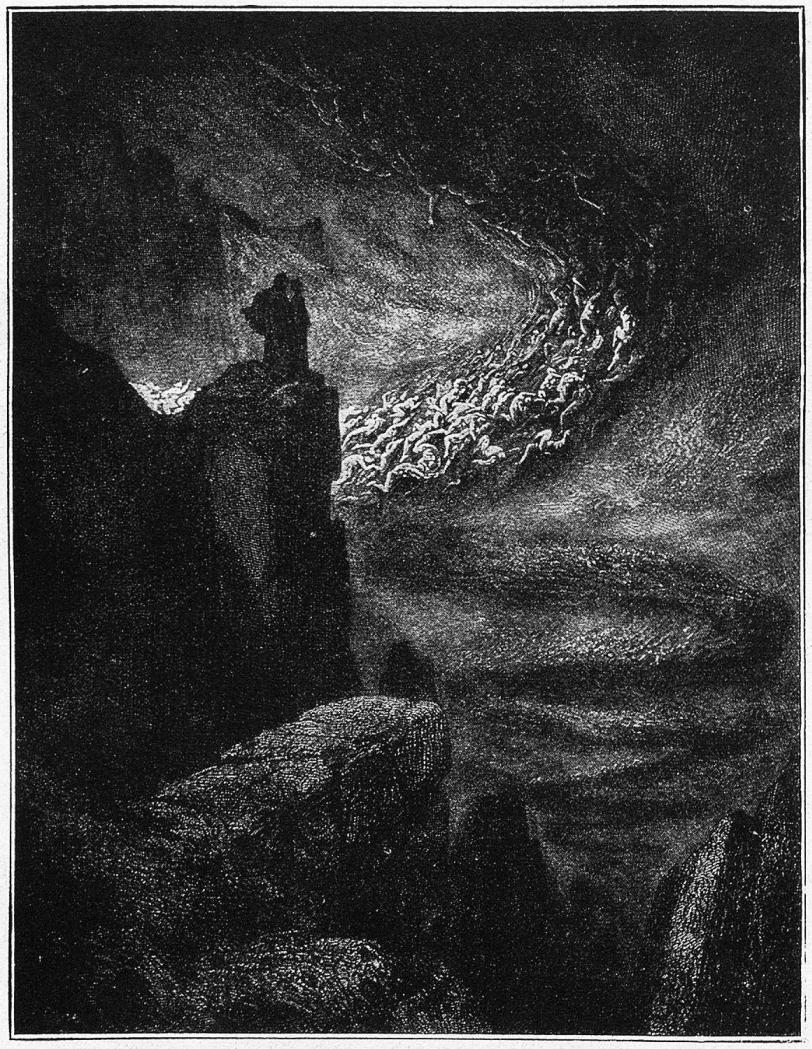


Dantes Höllentrichter. Nach der Zeichnung von Sandro Botticelli. (Die Hölle ist nach Dantes Annahme ein Trichter, dessen Spitze im Mittelpunkt der Erde steht.)

allen Leuten erzählte, er habe aus einer vermauerten Tür in der Wand der Kapelle einen rotgekleideten Mann kommen sehen, der ihm auf seine Frage geantwortet, er sei Dante. Im Mai 1865 starb der Sakristan. Bei der Vorbereitung der Jahrhundertfeier wurden Arbeiten im Kloster ausgeführt; dabei schlug der Maurermeister Pio Feletri mit dem Hammer gegen jene Mauertür; sie gab einen Klang wie von Holz; und da man nachforschte, fand man in der Wand eine hölzerne Kiste mit Menschenknochen, und auf ihr stand in lateinischer Sprache geschrieben: „Dantes Gebeine, von mir, dem

Phlegias fährt Dante und seinen Führer Virgil über den Styx.
(Hölle 8. Gesang.)
Nach einem Gemälde von E. Delacroix.

Dante, mit schönen Frauen in Ravenna wandelnd. Nach dem Gemälde von Anselm Feuerbach.



In der Hölle der fleischlichen Verbrecher. (Hölle 5. Gesang.)
Nach dem Holzschnitt von G. Doré.
Ein ewiger Wirbelsturm treibt die Seelen der Verdammten ruhelos umher.

Bruder Antonio Santi, am 11. Oktober 1677 hier verwahrt." Man untersuchte, und siehe, es fehlten nur die drei Fingerknochen, die 1519 im Grab gelegen und seither wohl verwahrt gewesen waren. Und wieder wurden die Gebeine, wie im Jahre 1321, von den ersten Bürgern Ravennas in die Grabkapelle übergeführt und dort verschlossen.

Und nun kehrte der Todestag Dantes vor 2 Jahren zum sechshundert und ersten Male wieder. Die Florentiner fordern die Gebeine nicht mehr, denn Dantes Traum ist erfüllt, und Italien ist eins. Aber die ganze Welt feiert den toten Dichter der Geheimnisse, den Mann, in dem „zehn christliche Jahrhunderte eine Stimme gefunden haben", der für uns nicht nur der Dichter des heiligen Liedes" ist, in dem er die künstlerische Synthese des mittelalterlichen Christentums gab und die unsichtbare Kirche in ungeheuren Bildern und wunderbaren Versen sichtbar gemacht hat, der in seinem tragischen Lebensschicksal wie in seinem Werke strengste Gerechtigkeit, unbeugsamen Trotz und unerschütterliche Hoffnung verkörpert. Haben wir nicht Grund genug, den Mann zu verehren und zu feiern, der in keiner Niederlage, keiner Schmach und Not die Hoffnung sinken ließ?

Trommelschlag.

Tarramm-didi, tarramm-didi,
Die Trommel wirbt zum Feste.
Der Tag ist hell, die Flaggen weh'n;
Die Wolken, die über das Städtlein geh'n,
Sie meinen es aufs Beste!

Tarramm-didi, tarramm-didi, —
Wie springt das ins Geblüte!
Und mischt sich hell Musik darein,
Geht's an mit Jauchzen und Juchhei'n,
Ein Schall, daß Gott behüte!

Tarramm-didi! Ein Taumel will
Vor Freude mich erfassen:
Du Klang voll Trotz und Jugendmut,
Ich bin dir gut, — ich bin dir gut!
Kling fort in allen Gassen!

Heinrich Anacker, Aarau.